

halten? Zu diesen Fragen und Problemen schweigt der Sammelband. Welche Konnotationen verbinden sich hinsichtlich der Zivilgesellschaft mit dem Begriff „Mut“, wie er in einem Text des Dissidenten Emmanuel Mandler verwendet wird? Oder: Wenn der Dissident Jiří Němec in einer Quelle den tendenziösen Gebrauch des Begriffs „Frieden“ bemängelt (S. 420), zugleich aber auf „Menschenrechte“ rekurriert (S. 414), dann scheint das sicherlich für jemandem, der mit entsprechenden Texten vertraut ist, zunächst nicht merkwürdig; zugleich stellt sich doch aber die Frage, unter welchen Voraussetzungen das Friedensbekenntnis der Schlussakte von Helsinki einfach übergangen, der Menschenrechtsbegriff aber universalisiert wurde. Hier hätte ein Zurücktreten hinter die imaginäre Trennlinie des Selbstverständlichen sicher den Blick für bislang weniger klar hervortretende Phänomene geschärft.

Abschließend finden sich also Abhandlungen zu Einzelaspekten, die jede für sich lesenswert sind, sofern man sich für die aufgeworfene Frage interessiert. Für eine umfassende Rezeption in einer breiten, nicht auf Osteuropa spezialisierten Fachöffentlichkeit sind die vorgestellten Forschungsergebnisse jedoch einerseits zu speziell und andererseits zu wenig systematisiert; hierfür empfehlen sich hingegen die edierten Quellentexte nebst Einführung.

Regensburg

Natali Stegmann

Russlands imperiale Macht. Integrationsstrategien und ihre Reichweite in transnationaler Perspektive. Hrsg. von Bianka Pietrow-Ennker. Böhlau. Wien u.a. 2012. 400 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-412-20949-0. (€ 39,90.)

Wer angesichts des Titels des anzuzeigenden Buches einen Sammelband erwartet, der sich in erster Linie mit dem Russländischen Reich und seiner Nationalitätenpolitik beschäftigt, wird nach einem Blick in das Inhaltsverzeichnis irritiert sein: Während sich zwölf der fünfzehn Beiträge mit der Zeit nach 1917 beschäftigen, legen nur zwei ihren Fokus auf das Imperium der Zaren; ein weiterer Beitrag behandelt sowohl die vorrevolutionäre als auch die frühsowjetische Periode. Die Vermutung, dieser Band habe etwas mit imperialen Integrationsstrategien im Vielvölkerreich zu tun, trifft nur für die Beiträge zum Zarenreich zu: Dass auch die UdSSR ein multinationales Konglomerat war, ist für die übrigen Texte hingegen nur selten von Interesse – mit der Ausnahme des Beitrags von Lars Karl. Zwei Autoren, Robert Brier und Alvydas Nikžentaitis, kümmern sich ohnehin um Polen und Litauen (die „Außenpolitik“ der polnischen Opposition in den 1980er Jahren bzw. die Rolle der Vergangenheitsvorstellungen der Zwischenkriegszeit im heutigen Polen und Litauen), sodass dem östlichen Nachbarn nur eine Nebenrolle bleibt. Was also meint der Titel „Russlands imperiale Macht“, wenn er sich in Bezug auf das Zarenreich vor allem auf das innere Machtgefüge zu beziehen scheint, im Falle der Sowjetunion jedoch auf das Verhältnis zu äußeren Partnern – Staaten, Parteien oder Firmen?

Die Einleitung der Hrsg. gibt darauf keine Antwort, auch wenn Bianka Pietrow-Ennker betont, dass sich gerade „durch den multiethnischen Charakter von Imperien“ die Perspektive der „Inter- bzw. Transnationalität“ anbiete (S. 9). Warum dieser Charakter dann im Falle der Sowjetunion nicht angesprochen wird, obgleich für die Autorinnen und Autoren die Sowjetunion eindeutig ein Imperium gewesen sei, auch wenn es sich um „zwei Varianten imperialer Staatlichkeit“ gehandelt habe (S. 13), wird nicht deutlich. Explizite Vergleiche zwischen diesen Varianten werden ohnehin nur im Text von Oliver Reisner zur Erforschung des Kaukasus vor und nach 1917 gezogen. Das „Transnationale“ wiederum wird als übergeordneter Begriff vorgestellt, der die „Transferleistungen zwischen unterschiedlichen Gruppen von Akteuren charakterisiert“ (S. 12); um solche Transferleistungen geht es allerdings längst nicht in jedem Beitrag (siehe u.a. die Texte von Olga Pavlenko, Isabelle de Keghel oder Natalia Donig). Der Eindruck methodischer Kohärenz, den die Einleitung vermitteln will, weicht bei der Lektüre der einzelnen Texte dem üblichen Bild eines eher amorph organisierten Sammelbandes. Vielleicht

wäre eine offener formulierte Einleitung die glücklichere Lösung gewesen, denn die einzelnen Texte bieten zum Teil durchaus interessante neue Aspekte einer kulturgeschichtlich grundierten modernen Russland- und Osteuropaforschung.

Ricarda Vulpius legt ihre Überlegungen zu einer Begriffsgeschichte des semantischen Feldes „Zivilisation/Zivilisiertheit“ in Russland dar. Dabei macht sie auf die Bedeutung der Epoche Peters I. für einen tief greifenden Wandel in der Selbstwahrnehmung aufmerksam, als *ljudskost'* (Zivilisiertheit) ein aufkeimendes Gefühl von russischer kultureller Überlegenheit gegenüber den Nachbarn im Süden und Osten bezeichnete. Damals habe sich ein „imperiales Selbstverständnis“ im Sinne einer Unterscheidung zwischen dem Eigenen, das sich als Teil einer universellen (noch nicht nationalen) Zivilisation verstand, und dem Anderen herausgebildet, freilich nicht „550 Jahre nach der Eroberung Kazans und Astrachans“, wie es hier fälschlich heißt – das wäre erst so um das Jahr 2100 herum –, sondern bereits „im Laufe des 18. Jahrhunderts“ (S. 52). Wie sich diese Dichotomie zwischen „zivilisierten“ und „wilden“ Völkern zu der älteren von sesshaften und nomadischen Populationen verhielt, wird leider nicht diskutiert. Malte Rolf zeigt in seinem Beitrag über Warschau im späten Zarenreich, wie stark sich die imperiale Herrschaft vor Ort in einer nachhaltigen Entwicklung auswirken konnte, selbst wenn ihre größeren Projekte wie das einer deutlicheren Verankerung alles Russischen in Polen erfolglos blieben. Dass sich manche Beamte durchaus nicht als Teil einer Besatzungsmacht verstanden, macht Rolf am gemeinsamen „Projekt einer urbanen Moderne“ fest, das Generalgouverneure, Stadtpräsidenten, Ingenieure und Bürger immer wieder zusammengebracht habe (S. 152).

Reisner schlägt mit seinem Text über die Kaukasusforschung den Bogen von der Zarenzur Parteiherrschaft. Er betont den Anteil lokaler Forscher, die auch schon vor 1917 den zentralen Blick auf die Peripherie herausgefordert hätten. Unter Federführung von Niko Marr wurde in der frühen Sowjetunion die Kaukasusregion gegen die Tradition einer georgisch-nationalen Richtung nach sprachlichen Kriterien vereinheitlicht. Diese regionale Ausrichtung habe später den Einrichtungen der nationalen Akademien weichen müssen. In Bezug auf die sowjetische Historiografie islamischer Regionen deutet Karls Beitrag neben den „staatlich gelenkten Narrativierungsprozessen“ auch „konkrete Feierlichkeiten und Jubiläumsveranstaltungen“ als Versuche, die Herrschaft an der Peripherie zu legitimieren. Er schildert die schon im Zarenreich umstrittene Figur des Imams Šamil' und ihre sowjetischen Deutungen, kümmert sich aber auch um neue aserbaidjanische und usbekische „Helden“, für die „Retortenkulte“ um den „Verteidiger der Heimat“ Babäk (9. Jh.) und den „Humanisten der Völker“ Ališer Navoi (15. Jh.) geschaffen wurden (S. 177).

Die übrigen Beiträge behandeln aus unterschiedlichen Blickwinkeln diverse Kommunikations- bzw. Repräsentationsformen des Sowjetischen in Hinsicht auf die Welt außerhalb der eigenen Grenzen. Jan C. Behrens analysiert den stets auch nach außen gerichteten Moskaudiskurs im Stalinismus – die Hauptstadt als das „Schaufenster“ der Umgestaltung der 1930er Jahre (S. 58). Das Stadtjubiläum 1947 gilt dem Autor als Auftakt dafür, dass von nun an auch die Satellitenstaaten in den zuweilen panslawisch grundierten Diskurs der sowjetischen Hauptstadt einbezogen wurden, in dem es um deren sakrale Aura als „Hauptstadt der progressiven Menschheit“ gegangen sei (S. 75). So habe der Moskaudiskurs im Kalten Krieg die Hierarchien des Imperiums festgeschrieben. Um genau diese Hierarchien geht es auch Brigitte Stüder in ihrem spannenden Versuch, die Komintern als inter- und transnationales Kommunikations-, Handlungs- und Wirkungsfeld zu beschreiben. Im Rahmen dieser Organisation kam es zur Konfrontation mit dem überwiegend kapitalistischen Ausland, wobei die Akteure eine „kognitive Mehrfachorientierung an diversifizierten Realitäten“ hätten leisten müssen (S. 234). Am Ende habe der totale Anspruch des stalinistischen Systems sich auch in der Komintern geäußert, wenn auch in abgeschwächter Form. Ragna Boden beschäftigt sich am Beispiel der sowjetisch-indonesischen Beziehungen mit der Frage, inwieweit sowjetische Diplomaten den interkulturellen Dialog beherrschten. Interessanterweise kommt sie zu dem Schluss, dass die Kommunikation zwischen der Komintern und der indonesischen Partei vor der Unabhängigkeit des Landes auf

Augenhöhe vollzogen wurde, während Stalin den asiatischen Genossen gegenüber belehrend aufgetreten sei. Die zwischenstaatlichen Beziehungen zur Zeit Nikita Chruschtschew wiederum seien vom Bemühen der sowjetischen Seite gekennzeichnet gewesen, Präsident Sukarno trotz erheblicher finanzieller Zuwendungen seitens Moskaus als gleichberechtigten Verhandlungspartner dastehen zu lassen. Den Imagepolitiker Chruschtschew behandeln auch Elena Zubkova und Sergej Zubkov am Beispiel einer PR-Kampagne Ende der 1950er Jahre, die ihren Höhepunkt während dessen US-Reise 1959 erreichte und ihn erfolgreich als Friedensstifter präsentierte.

Nikolaus Katzer präsentiert Überlegungen zum sowjetischen Konzept der sportiven Gesellschaft als idealer Ordnung, als Modus der Modernisierung der Gesellschaft. Während die junge UdSSR damit Entwicklungen vorwegnahm, die nach dem Zweiten Weltkrieg global dominant wurden, sei die Schubwirkung Ende der 1970er Jahre „weitgehend aufgezehrt“ gewesen (S. 101). Martin Lutz berichtet von den Interessen der Firma Siemens in der frühen Sowjetunion und den damit verbundenen Auswirkungen auf Geschäftspraktiken und -aussichten. Einen weiteren Aspekt deutsch-sowjetischer Beziehungen untersucht Donig mit den Reisen von deutschen Delegationen in die UdSSR, wobei nach 1953 auch westdeutsche Bürger an diesen von den DDR-Freundschaftsorganisationen organisierten Reisen teilnahmen. Auch von de Kegel erfahren wir etwas über das sowjetische Bild der DDR: Ihr geht es um die massenmediale Kommunikation der Rolle des sozialistischen Deutschland innerhalb der sowjetischen Nachkriegshierarchie in der Zeitschrift *Ogonek*. Dabei stellt sie eine zunehmende Integration des „guten“ deutschen Staates in den Hegemonialraum des Kremls fest, die sie über die Anzahl und Platzierung der Artikel sowie die Gestaltung des Bildaufbaus nachzuweisen versucht. Bei aller Aufwertung Ost-Berlins seien die beiden Staaten jedoch „ungleiche Freunde“ geblieben (S. 304). Etwas aus der Reihe fällt der zusammenfassende Artikel von Pavlenko über postsowjetische russische Studien zur Geopolitik. Ihr Fazit, die wichtigste Anforderung an alle „power projects in Russia's history“ sei stets gewesen „to secure the state and territorial integrity of the nation“ (S. 120), liest sich im Lichte des Ukraine Konflikts im Frühjahr 2014 auf groteske Weise prophetisch.

So bleibt ein bunter Strauß von Beiträgen, die sich mal mehr, mal weniger am methodischen Rahmen der Einleitung ausrichten, jedoch trotzdem (oder vielleicht auch gerade deshalb) überwiegend mit Gewinn lesen lassen. Es sei jedoch nicht verschwiegen, dass nicht nur die Prophezeiung der Entwicklung des russischen imperialen Selbstbildes im Jahre 2100 auf mangelnde Sorgfalt bei der redaktionellen Arbeit hinweist. An anderer Stelle heißt die sowjetische Partei im Dezember 1952 noch VKP(b), obgleich sie nach der zutreffenden Auskunft desselben Texts im Oktober des Jahres bereits in KPdSU umbenannt worden war (S. 313 f.). Eine einheitliche Gestaltungsanweisung für bibliografische Angaben hat offenbar gefehlt (vgl. z.B. S. 286, Anm. 11, mit S. 209, Anm. 10) und von Konsequenz in der Transliteration kyrillischer Titel kann keine Rede sein (siehe z.B. die Beiträge von Pavlenko und Lutz). Wie so oft dürften diese kleinen Mängel wohl darauf zurückzuführen sein, dass am Ende einer Förderphase dringend Geld ausgegeben werden musste, aber keine Zeit mehr für einen letzten Korrekturdurchgang war. Solange wir aber noch Bücher machen dürfen, sollten wir uns diese Zeit nicht nehmen lassen.

Tallinn

Karsten Brüggemann